

Nora Pester

JÜDISCHES

Menschen – Orte – Geschichte

LEIPZIG

HENTRICH
& HENTRICH

INHALT

Geleitwort	7	Fred Grubel	69
<i>von Anselm Hartinger</i>		Henri Hinrichsen /	71
Vorwort	9	C. F. Peters Musikverlag	
<i>von Nora Pester</i>		Salomon Jadassohn	76
		Bernhard Katz	77
EINFÜHRUNG	13	Rolf Kralovitz	78
<i>von Sven Trautmann</i>		Hans Kroch	80
		Rolf und Joachim Kühn	81
		Samuel Lampel	83
MENSCHEN	41	Barnet Licht	84
Abraham Adler	41	Gustav Mahler	86
Samuel J. Agnon	43	Hans Mayer	88
Louise Ariowitsch	44	Nikolaus Pevsner	89
Hermann Axen	45	Ludwig Philippson und	90
Herman Berlinski	47	Zacharias Frankel	
Ernst Bloch	49	Jacob Plaut	92
Felix Bloch	50	Günter Raphael	93
Bettina Brenner	51	Wilhelm Rettich	94
Rudolf Werner Breslauer	52	Emmy Rubensohn	96
Ephraim Carlebach	53	Werner Sander	97
Ezriel Carlebach	54	Erwin Schulhoff	99
Raphael und Immanuel	55	Felicia Schulsinger-Hart	100
Chamizer		Georg Steindorff	102
Eduard Einschlag	57	Hugo Steiner-Prag	103
Hanns Eisler	58	Friedel Stern	105
Chaim Eitingon	60	Carl Sternheim	106
Franziska Forberg	61	Alfred Szendrei	107
Rafael Frank	62	Gerda Taro und	108
Julius Fürst	63	Robert Capa	
Felix Goldmann	65	Karl Wittgenstein	110
Henriette Goldschmidt	66	Kurt Wolff	112
Eugen Gollomb	67		

ORTE	116	Sportplatz des Vereins	145
Ariowitsch-Haus	116	Bar Kochba	
Bankhaus Meyer & Co.	117	Steinrelief am Alten	147
Brühl	119	Rathaus	
Carlebach-Schule	120	Synagogen und Bethäuser	148
Eitingon-Haus /	121	Beth-Jehuda-Synagoge und	148
Israelitisches Krankenhaus		Ahawas-Thora-Synagoge	
Friedhöfe	123	Brodyer Synagoge	149
Alter jüdischer Friedhof	123	Gemeindesynagoge	
Alter Israelitischer Friedhof	124	(Talmud-Thora-Synagoge)	
Neuer Israelitischer Friedhof	125	Ez-Chaim-Synagoge	151
Gedenkstein	127	Große Gemeindesynagoge	152
am Hauptbahnhof		(Gedenkstätte)	
Gedenkstein an der Parthe	128	Wohn- und Gebetshaus des	154
Henriette-Goldschmidt-	129	Rabbiners Israel Friedmann	
Schule / Hochschule		Villa Ury	155
für Frauen			
Herzliyaplatz	130	ERZÄHLER DER	157
Israelitische Religions-	131	JÜDISCHEN GESCHICHTE	
gemeinde zu Leipzig		LEIPZIGS	
(IRG)			
„Judenhäuser“	133		
Kaufhaus Held	135	ANHANG	169
Kinderheim	136		
der Leipziger Loge		Literatur (Auswahl)	169
Königsbau	137	Museen, Bibliotheken,	173
Krochhochhaus	138	Archive	
Krochsiedlung	139	Akteur:innen und Initiativen	174
Neu Gohlis		Abbildungsverzeichnis	176
Mendelssohn-Haus	140		
Musikbibliothek Peters	143		
Schussheims Wohn-	144		
und Altersheime			

VORWORT

Am Anfang war ein Stadtplan. „Topographie einer Gemeinde. Eine Erkundung und Verortung“ lautete der etwas sperrige Arbeitstitel dieses Projekts, dessen Ergebnis ein Stadtplan mit noch sichtbaren und verschwundenen Orten der jüdischen Stadtgeschichte Leipzigs sein sollte.

Noch ein Stadtplan? Leipzig hat in den letzten dreißig Jahren schon einige verdienstvolle historische Kartenprojekte – analog und digital – hervorgebracht. Der 1993 von Bernd-Lutz Lange und 2016 noch einmal gemeinsam mit Andrea Lorz in einer Neuausgabe veröffentlichte Stadtführer „Jüdische Spuren in Leipzig“ ist ein Standardwerk geworden. Das ambitionierte Online-Projekt „ReMembering – Jüdische Lebenserinnerungen“, eine Plattform und interaktive Karte der kleinen Projektgruppe EnterHistory!, kann sich in der Professionalität seiner Umsetzung mit überregionalen Großprojekten messen lassen.

Ich vermisste jedoch einen praktischen Stadtführer in handlicher Buchform, in dem nicht die Gebäude, sondern die Menschen, die in ihnen lebten und arbeiteten, im Mittelpunkt stehen und zugleich Ausgangspunkt der Erkundung sind. Und ich suchte nach Namen, die auch über die Stadtgrenzen Leipzigs hinaus – oder sogar international – Bekanntheit erlangt haben bzw. noch heute mit Leipzig verbunden werden. So habe ich mich entschieden, vor allem in ihren Bereichen prominente Persönlichkeiten auszuwählen, deren Biographien paradigmatisch für die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe innerhalb und außerhalb der jüdischen Gemeinde in Leipzig stehen.

Ein solches Vorhaben kann nur unvollkommen bleiben. Ich bitte daher schon vorab um Entschuldigung für alle Namen und Orte, die keinen Eingang in dieses Buch gefunden haben. Natürlich hätten auch noch der Operndirektor Gustav Brecher, der Maler Ernst Kaufmann, der Mitbegründer des „Simplicissimus“ Thomas Theodor

Heine, der internationale Großschachmeister Jacques Mieses, der Bildhauer Rudolf Saudek, der Zauberer Ernest Thorn, die Pädagogin Gertrud Herrmann, die Schriftstellerin und Übersetzerin Alice Seiffert oder die einzige jüdische Verlagsbuchhandlung M. W. Kaufmann sowie unzählige andere in diesem Buch vorgestellt werden können. Es versteht sich jedoch explizit nicht als Lexikon, sondern vielmehr als buntes Kaleidoskop jüdischen Lebens, das vielleicht keine großen neuen Erkenntnisse enthält, im besten Fall aber Erstaunen und Überraschung über bisher unbekannte Gesichter und Geschichten hinter den im Stadtbild präsenten Namen und Orten und deren „Verflechtungsgeschichten“, wie Léontine Meijer-van Mensch es bezeichnet, auslöst.

Was sie alle trotz ihrer ganz unterschiedlichen Lebenswege eint: Die meisten verstanden sich als echte Leipzigerinnen und Leipziger und engagierten sich für ihre Stadt, obgleich ihnen das Bürgerrecht und die deutsche Staatsbürgerschaft oftmals verwehrt blieben. Sie wurden von der christlichen Mehrheitsgesellschaft als Juden diskriminiert, verfolgt, entrechtet, enteignet, vertrieben oder gar ermordet und schließlich vergessen.

Auf der Suche nach ihnen kehrte ich zu meinen eigenen Wurzeln in dieser Stadt zurück. Meine ersten vier Lebensjahre verbrachte ich in der Gustav-Adolf-Straße 19a, weitere vierzehn in der Friedrich-Ludwig-Jahn-Allee 50, dem heutigen rosafarbenen „Waldstraßen-Palais“, das schon damals, trotz seiner grauen, bröckelnden Fassade, herrschaftlich über dem Waldplatz thronte.

Ich bin also ein Kind des Waldstraßenviertels, wegen seiner vielen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner vor der Shoah auch „Neu Jerusalem“ genannt. Ich kannte die Häuser, Läden und Wohnungen, meine Klassenkameraden lebten hier, ich besuchte meinen Schulfreund in der Hinrichsenstraße 10, nicht ahnend, dass es sich um das einstige Wohn- und Gebetshaus von Rabbiner Israel Friedmann handelte. Wir spielten unbeschwert im nahegelegenen Rosental, wo seinerzeit auch die hier lebenden jüdischen Leipziger Familien gern

ihre Freizeit verbrachten. Aber was wussten wir über die jüdische Geschichte dieses Viertels und das Schicksal seiner Bewohnerinnen und Bewohner? Wenig, allenfalls Gerüchte. Das änderte sich erst ein wenig, als 1988 viele Leipzigerinnen und Leipziger – und u. a. auch meine Pioniergruppe der 41. POS Gotthold Ephraim Lessing – die bahnbrechende Ausstellung „Juden in Leipzig“ im Krochhochhaus sahen, die vielen von uns die Augen über dieses lange vergessene und verdrängte Kapitel der Leipziger Stadtgeschichte öffnete. Dies wurde mir im Zuge der Leihgabe unseres damaligen „Pioniertagebuches“, das einen eindrücklichen Ausstellungsbericht enthielt, für die Ausstellung „Kennzeichen L“ im Stadtgeschichtlichen Museum im Jahr 2021 noch einmal sehr bewusst.

Die in diesem Buch versammelten Informationen verdanken wir vor allem jenen frühen sowie freien Historikerinnen und Historikern, die Sven Trautmann in seiner Einführung vorstellt und die später im Buch selbst zu Wort kommen. Erst ihr langjähriges, beharrliches und oftmals ehrenamtliches Bemühen und Forschen hat viele Leerstellen der Leipziger Stadtgeschichte gefüllt. Ihr Fragen, Zuhören und ihr ernsthaftes Interesse an den Erinnerungen der überlebenden ehemaligen Leipzigerinnen und Leipziger legten den Grundstein für neues Vertrauen und Versöhnung, auch wenn Vergebung und Wiedergutmachung des erlittenen Unrechts eigentlich unmöglich sind. Der Musikwissenschaftler und Autor Thomas Schinköth erzählte mir von einer ihm unvergessenen Bemerkung des ehemaligen Leipzigers Rolf Kralovitz in einem Zeitzeugengespräch: „Hätte ich gewusst, dass Sie das interessiert, hätte ich damals besser aufgepasst.“

Mein ganz persönlicher Dank gilt Sven Trautmann für die angenehme Zusammenarbeit und sein außergewöhnliches und wahrhaftiges Engagement für dieses Thema, Franziska Menzel für ihr strenges und kenntnisreiches Lektorat, Malte Gerken für seine durchdachte Bildauswahl und nicht zuletzt Thomas Schneider, der es mir überhaupt erst ermöglicht hat, neben unserer herausfordernden Verlagsarbeit auch noch dieses Buch zu schreiben. Ich danke

zudem den verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stadt Leipzig für ihr Vertrauen, das sie unserem Verlag seit unserem Umzug von Berlin nach Leipzig im Jahr 2018 entgegenbringen.

Wir haben uns als Buchverlag seit über dreißig Jahren ganz auf jüdische Kultur und Zeitgeschichte spezialisiert und verstehen uns dabei nicht explizit als Leipziger oder sächsischer Verlag. Es erfüllt mich aber mit besonderer Freude, wenn unsere Arbeit hier etwas unterstützend bewirken kann, so wie die in Israel lebende, heute 98-jährige Leipzigerin Channa Gildoni nach dem Erscheinen ihrer Biographie in unseren „Jüdischen Miniaturen“ in diesem Jahr zur ersten Ehrenbürgerin Leipzigs ernannt wurde. Sie steht mit dem von ihr lange Zeit geleiteten Verband der ehemaligen Leipziger in Israel exemplarisch für all diejenigen, die trotz ihrer traumatischen Verfolgungserfahrungen die Verbindung zu ihrer Heimatstadt ins Exil und damit in die Welt mitgenommen haben.

Die jüdische Geschichte Sachsens wurde maßgeblich in meiner Heimatstadt, in den Häusern und Straßen meiner Kindheit geschrieben. Es ist höchste Zeit, den hinter den Fassaden verborgenen Menschen und ihrer Geschichte einen sichtbaren Platz in der Öffentlichkeit und im historischen Bewusstsein der Stadt zu geben. Dazu möchte ich mit diesem Buch einen kleinen Beitrag leisten und hoffe, damit ein wenig neugierig auf das jüdische Leipzig zu machen.

Dr. Nora Pester
Leipzig, im Oktober 2022

EINFÜHRUNG IN DIE JÜDISCHE GESCHICHTE LEIPZIGS

Leben zwischen Akzeptanz und Exklusion, Freiheiten und Konflikten, Blüte und Vernichtung

Sven Trautmann

Von ersten Spuren bis zur Vertreibung: Das Mittelalter bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts

Die Geschichte jüdischen Lebens in der Stadt Leipzig ist aufgrund der Gemeindestruktur, der Ansiedlungshistorie und der hinterlassenen Spuren im sächsischen und deutschen Kontext einzigartig. Sie reicht in all ihren Facetten und Brüchen bis ins Mittelalter zurück. Auf Phasen mit Ansiedlungen und einem umfassenden Gemeindeleben folgten Diskriminierungen, Pogrome und Vertreibungen sowie erneute Ansiedlungen.

Erste Dokumente belegen in Leipzig die Existenz einer jüdischen Gemeinde sowie einer Synagoge in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Für diesen Zeitraum, gut 200 Jahre nach der Ersterwähnung der Stadt 1015, gibt es jedoch nur wenige Quellen. Deshalb ist es ungewiss, wann die ersten Jüdinnen und Juden sich konkret in der Stadt niedergelassen hatten und ob die Gemeinde ab dem 13. Jahrhundert durchgängig bestand. Eine ununterbrochene jüdische Ansiedlung erscheint jedoch im Kontext der Zeit als unwahrscheinlich.

Besser dokumentiert ist jüdisches Leben wieder ab der Mitte des 14. Jahrhunderts. Erste Namen von jüdischen Stadtbewohnerinnen und -bewohnern lassen sich ebenso belegen wie das Vorhandensein einer Judengasse vor der Stadtmauer sowie einer kleinen Ansiedlung

im Bereich des heutigen Goerdelerrings und von dort Richtung Westen im Bereich des Ranstädter Steinwegs. Mit der Ausbreitung der Pest und einer diesbezüglichen Schuldzuschreibung an Jüdinnen und Juden kam es Mitte und Ende des 14. Jahrhunderts vielerorts zu Pogromen an der jüdischen Bevölkerung, wahrscheinlich auch in Leipzig.

Für den Beginn des 15. Jahrhunderts lässt sich jüdisches Leben in Leipzig dann ebenfalls noch gut nachweisen, bevor es langsam aus den Quellen verschwindet. In allen sächsischen Territorien erfolgte zu dieser Zeit, zwischen der Jahrhundertmitte und dem Ende des Jahrhunderts, die schrittweise Vertreibung der jüdischen Bevölkerung als rechtlicher Akt. Ab wann keine Menschen jüdischen Glaubens mehr in Leipzig lebten und wie die Vertreibung konkret ablief, ist nicht sicher. Nach 1441 finden sich jedoch keine Belege mehr für eine Gemeinde in der Stadt.

Was an ersten jüdischen Spuren in Leipzig bleibt, sind keine Objekte, sondern lediglich einige wenige Dokumente und textliche Belege. Sie vermitteln ein wechselvolles Bild und die Gewissheit, dass bereits diese frühe Geschichte des Zusammenlebens von ambivalenten Beziehungen einer christlichen Majorität und einer jüdischen Minorität geprägt war. Es gab Ansiedlungen, religiöses Leben, wirtschaftlichen Erfolg, Austauschbeziehungen, Diskriminierung, Ausgrenzung und Übergriffe.

Die einzige Präsenz: Händler und Kaufleute bei der Leipziger Messe

Nach der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung hatte das Kurfürstentum Sachsen über mehrere Jahrhunderte eine sich gegen Jüdinnen und Juden richtende Gesetzgebung, die zu den strengsten und beständigsten in den deutschen Territorien gehörte. Die Ansiedlung blieb verboten und nur einige privilegierte „Hofjuden“, die unter dem persönlichen Schutz des Kurfürsten standen, durften sich in Dresden aufhalten.



Georg Emanuel Opiz: „Die Polacken“, Messjuden in Leipzig, um 1800

Jedoch war die Präsenz jüdischer Kaufleute und Händler für den Erfolg der Messen in Leipzig und damit für das gesamte Kurfürstentum so bedeutend, dass sie zumindest für den Zeitraum der drei jährlichen Messen (zu Jubilate um den dritten Sonntag nach Ostern, zu Michaelis Ende September und zum Neujahrsmarkt) die Stadt aufsuchen durften, um dort Geschäfte zu tätigen. Diese sogenann-

ten Messjuden stellten über Jahrhunderte die einzige kontinuierlich jüdische Präsenz in Sachsen dar (mit Ausnahme der „Hofjuden“). Beinahe selbstverständlich war der Aufenthalt der Messjuden nicht frei von Schikanen, und sie waren Gesetzen wie der Leipziger Judenordnung von 1682 unterworfen. Sie mussten zeitweise besondere Pässe, ausgestellt am kurfürstlichen Hof, besitzen und darüber hinaus ein „Schutzgeld“ sowie erhöhte Messegebühren als Abgaben zahlen. Das Tragen eines gelben Tuchs zur Kennzeichnung war teilweise ebenso verpflichtend wie das Vorstelligwerden bei den Autoritäten der Stadt.

Für die Messen reisten „Messjuden“ aus den verschiedenen deutschen Territorien und aus ganz Europa nach Leipzig. Von besonderer und vor allem ab dem 18. Jahrhundert zunehmend wachsender Bedeutung war die hohe Besucherzahl aus Osteuropa (den Gebieten des heutigen Polens, der Ukraine, aus Belarus und aus Russland) und hier vor allem aus Brody (heute Ukraine) und Lissa (heute Polen).

Die „Messjuden“ waren maßgeblich, aber nicht ausschließlich zunächst im Tuch- und später im Pelz- sowie Rauchwarenhandel tätig und in der Regel landsmannschaftlich organisiert. Sie kamen in einer Herberge im Bereich der früheren Judengasse unter. Ende des 17. Jahrhunderts verlagerte sich die Beherbergung während der Messen an den **Brühl**, wo die meisten Geschäfte getätigt wurden. Der Brühl entwickelte sich für jüdische und nichtjüdische Händler zum weltweit bedeutenden Zentrum des Pelz- und Rauchwarenhandels. Dort sowie in der näheren Umgebung entstanden verschiedene Unterkünfte für die nach Leipzig kommenden Messjuden. Sie unterhielten koschere Küchen mit eigenen Köchen und konnten sogar mehr als ein Dutzend Betstuben einrichten. Zur Michaelismesse war es ihnen außerdem möglich, das Laubhüttenfest (Sukkot) zu feiern. Neben den Händlern und Kaufleuten reisten oft ihre Familien mit nach Leipzig. Sie waren teilweise in die Geschäfte involviert und übten eigene Geschäftstätigkeiten aus. Auch jüdische Musiker und Künstler sowie Bettler und andere, den ärmeren Schichten zuzurechnende Personen folgten den erfolgreichen „Messjuden“ nach Leipzig.



Rauchwarengeschäft Gebrüder Calmanowitz, Brühl 37–39, um 1926



Pelzhändler in der Nikolaistraße, vor 1936

SAMUEL J. AGNON

🏠 Waldstraßenviertel



Samuel J. Agnon (1888–1970) wurde als Schmuel Josef Czaczkes im ostgalizischen Buczacz als Sohn eines Pelzhändlers und chassidischen Rabbiners geboren und hielt sich zwischen 1915 und 1924 wiederholt in Leipzig auf. Seine Familie ist seit 1918 in den Leipziger Adressbüchern nachweisbar. So wohnte er öfter bei Verwandten, wenn er in Leipzig als Sekretär verschiedener zionistischer Organisationen

zu Gast war. Seit ihrer gemeinsamen Schul-

zeit war er mit Regina Lehrfreund befreundet, die mit ihrer Familie in der Tschaikowskistraße 21 lebte. Agnon verfasste auch die Inschrift auf dem Grabstein ihres Mannes, Benjamin Wolf Lehrfreund, auf dem **Alten Israelitischen Friedhof**. In seinem Roman „Herrn Lublins Laden“ beschreibt er u. a. detailliert die Häuser und Wohnungen im Waldstraßenviertel, um die Auen-, Humboldt-, Jacob- und Gustav-Adolf-Straße.

Agnon war bereits 1907 als einer der ersten Pioniere nach Erez Israel ausgewandert, kehrte aber nach Europa zurück und lebte von 1913 bis 1924 in Berlin, wo er dem Kreis um Martin Buber angehörte und vom Verleger Salman Schocken finanziell und publizistisch unterstützt wurde. 1924 kehrte er nach Jerusalem zurück. Er gehörte zu den wichtigsten hebräischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts, erhielt 1954 und 1958 den Israel-Preis für Literatur und wurde 1966, gemeinsam mit Nelly Sachs, mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Agnon starb 1970 in Jerusalem.

Literatur: Amos Oz: Das Schweigen des Himmels: über Samuel J. Agnon, Frankfurt am Main 1998.

LOUISE ARIOWITSCH

🏠 Färberstraße 11



Louise Ariowitsch geb. Hepner (1856–1939) wurde am 12. Juli 1856 in Mese-ritz/Provinz Posen geboren und kam 1871 mit ihrem Vater, dem Pelzhändler Mendel Hepner, und ihrer Stiefmutter nach Leipzig. 1877 heiratete sie den Pelzhändler Julius Ariowitsch. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes, 1880, bemühten sich die russischen Staatsangehörigen Ariowitsch erfolglos um die Einbürgerung in Sachsen. 1893 erhielten sie jedoch die österreichische Staatsangehörigkeit. Nach dem Ersten Weltkrieg musste Louise Ariowitsch die polnische Staatsbürgerschaft annehmen, um nicht staatenlos zu werden.

Das Ehepaar Ariowitsch führte ein traditionell religiöses Familienleben. Nach dem Tod von Julius Ariowitsch 1908 übernahmen Sohn Max und Schwiegersohn Dr. Hermann Halberstam das Familienunternehmen, das mittlerweile zu den erfolgreichsten Großhandelsfirmen im Rauchwarenhandel gehörte.

1915 erwarb Louise Ariowitsch das Grundstück Färberstraße 11 und ließ 1921 im hinteren Gebäude eine Synagoge einrichten. Als Bet- und Lehrhaus war die **Beth-Jehuda-Synagoge** auch der Erinnerung an ihren verstorbenen Mann gewidmet. 1928 kaufte Louise Ariowitsch unweit ihres Wohnhauses das Grundstück Auenstraße 14 (heute Hinrichsenstraße 14) zur Errichtung eines Altersheims. Dafür gründeten sie, Sohn Max und Schwiegersohn Hermann Halberstam die Ariowitsch-Stiftung – Israelitisches Altersheim. 1931 fand die

Einweihung des „Ariowitsch-Heims“ statt. 1937 musste Louise Ariowitsch zu ihrer Tochter nach Paris emigrieren, wo sie am 19. Juli 1939 verstarb.

► **Ariowitsch-Haus**

Literatur: Leipziger Frauenporträts:
<https://www.leipzig.de/jugend-familie-und-soziales/frauen/1000-jahre-leipzig-100-frauenportraets/detailseite-frauenportraets/projekt/ariowitsch-louise-liba-geborene-hepner> (von Steffen Held)

HERMANN AXEN

🏠 🏛️ Rolf-Axen-Straße 4



Hermann Axen (1916–1992) wurde am 6. März 1916 in Leipzig in eine kleinbürgerliche jüdische Familie geboren. Sein älterer Bruder Rolf, nach dem heute eine Straße in Leipzig benannt ist, wurde im September 1933 im Polizeipräsidium Dresden erschlagen, seine Eltern wurden von den Nationalsozialisten deportiert und ermordet. Nach Volksschule und Realgymnasium absolvierte Axen

1934 eine kaufmännische Ausbildung bei der Pelzhandlung Hoffner, Moses & Co. Mit 16 trat er dem Kommunistischen Jugendverband (KJVD) bei und war ab 1933 im Widerstand aktiv. Am 3. November 1934 wurde er verhaftet und am 20. Juni 1935 vom Oberlandesgericht Dresden wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in Zwickau verbüßte. Im November 1937 wurde er als Staatenloser aus Deutschland ausgewiesen und emigrierte über Polen nach Wien und Paris, wo er sich als Gelegenheits- und Hilfsarbeiter durchschlug, in der kommunistischen Jugendarbeit tätig war und

Kurierdienste für die illegale KPD-Führung erledigte. Seit 1938 arbeitete er für die Rote Hilfe und übersetzte für den „Deutschen Freiheitssender 29,8“. Im Mai 1940 wurde er in das französische Internierungslager Le Vernet und von dort im August 1942 in das KZ Auschwitz III Monowitz deportiert, wo er sich der Leitung des illegalen Lagerkomitees anschloss. Nach seiner Verlegung in das KZ Buchenwald wurde er Mitglied der dortigen illegalen KPD-Leitung.

Nach 1945 war er im Auftrag der KPD bzw. SED Jugendfunktionär in Sachsen und Mitbegründer der Antifa-Jugendausschüsse. Er baute die FDJ mit auf und war von 1946 bis 1949 Sekretär des Zentralrates der FDJ. Ab 1949 war Axen Mitglied des Sekretariats des Politbüros der SED und leitete die Abteilung Agitation und Propaganda. Von 1950 bis 1953 und von 1966 bis 1989 war er Sekretär des Zentralkomitees (ZK) der SED, verantwortlich für Massenangitation und Presse und von 1956 bis 1966 Chefredakteur des SED-Zentralorgans *Neues Deutschland*. Ab 1966 gestaltete er als ZK-Sekretär für internationale Beziehungen maßgeblich die DDR-Außenpolitik. Von 1970 bis 1989 gehörte er dem Politbüro des ZK der SED an, dessen außenpolitische Kommission er leitete. Hermann Axen starb am 15. Februar 1992 in Berlin.

Literatur: Hermann Axen: Ich war Diener der Partei. Autobiographische Gespräche mit Harald Neubert, Berlin 1996.

Bernd-Rainer Barth, Helmut Müller-Enbergs: Axen, Hermann, in: Wer war wer in der DDR?, 5. Ausgabe. Band 1, Berlin 2010.

HERMAN BERLINSKI

🏠 Eisenbahnstraße /

Pfaffendorfer Straße 13



Herman Berlinski (1910–2001) wurde am 18. August 1910 als jüngstes von sechs Kindern in eine religiöse Familie in Leipzig geboren. Seine Eltern waren vor den Aufständen gegen die russische Herrschaft 1905 aus Łódź nach Leipzig geflohen. Herman Berlinski besuchte die Ephraim-Carlebach-Schule und studierte Musik am Landeskonservatorium, u. a. bei Otto Weinreich und

Günter Raphael. Dort lernte er auch seine

spätere Ehefrau, die Pianistin und Sängerin Sina Goldfein, kennen. Musikalisch wurde er in Leipzig vor allem von J. S. Bach, Gustav Mahler und Max Reger geprägt. Karl Straube, damals Thomaskantor und Orgelprofessor am Institut der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen, bot ihm Orgelunterricht am Institut an, wofür er aber zum Christentum hätte konvertieren müssen, was er ablehnte.

1933 floh Herman Berlinski nach Polen, seine Frau blieb zunächst in Leipzig. 1934 entschieden sie sich, über Danzig nach Paris zu gehen. Dort schrieb er sich an der Schola Cantorum ein, wo er jüdische liturgische Musik studierte. Er wurde zudem musikalischer Leiter des Jiddischen Avantgarde-Theaters (PIAT oder PYAT). Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 trat Berlinski in die französische Fremdenlegion ein. Nach fast einem Jahr gehörte er zu den nur 250 Überlebenden von 1250 an der belgischen Grenze eingesetzten Soldaten.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich mussten er und seine Frau erneut fliehen: dieses Mal über Spanien in die USA. Dort lebte bereits sein Vater. Das Ehepaar hielt sich zunächst als Klavierlehrer über Wasser. Sie zogen nach New York, wo 1942 ihr Sohn David geboren wurde und Herman Berlinski sich dem Jüdischen Musikforum anschloss. Sina Berlinski unterrichtete als Gesangslehrerin.

Nachdem er sein Masterstudium am Jewish Theological Seminary of America (JTSA) abgeschlossen hatte, erhielt er 1960 als erster Absolvent des JTSA den Dokortitel in Kirchenmusik. 1963 wurde er zum Musikdirektor der Reform Hebrew Congregation in Washington, D.C. ernannt. Hier komponierte er weiterhin Musik für den liturgischen Gebrauch sowie viele andere Werke. Er wurde häufig zu Vorträgen und Publikationen über jüdische Musik eingeladen und gab regelmäßig Orgelkonzerte, u. a. in der Kathedrale Notre Dame in Paris und in der Leipziger Thomaskirche. 1981 besuchten er und seine Frau zum ersten Mal wieder ihre Geburtsstadt. Für Leipzig komponierte er noch im Alter von 90 Jahren eine Sinfonie für Orgel: „Die Heiligen Zehn Gebote“. Herman Berlinski starb am 27. September 2001 in Washington.

Literatur: Martin Anderson: Herman Berlinski, in: The Independent, 15 December 2001.

David Berlinski (Ed.): A Guide to the Compositions of Herman Berlinski, Herman Berlinski Collection of the Jewish Theological Seminary, 1989.

Thomas Schinköth: Jüdische Musiker in Leipzig 1855–1945, Altenburg 1994, S. 265–290.

ERNST BLOCH

🏠 Wilhelm-Wild-Straße 8 /

🏛️ Gedenktafel



Ernst Bloch (1885–1977) kehrte 1949 aus dem Exil in den USA nach Deutschland zurück und übernahm den Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Leipzig, nachdem Herbert Marcuse diesen abgelehnt hatte. Seine Vorlesungen erfuhren viel Beachtung. In seiner Leipziger Zeit erschien auch sein dreibändiges Werk „Das Prinzip Hoffnung“.

Bloch wurde 1955 mit dem Nationalpreis der DDR geehrt. Er war zudem ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (DAW).

Wie **Hans Mayer** geriet auch Ernst Bloch seit dem ungarischen Volksaufstand 1956 immer stärker in Konflikt mit dem SED-Regime und mit Walter Ulbricht selbst. Er wurde als „Revisionist“ diffamiert. Seine letzte Vorlesung hielt er am 17. Dezember 1956 und wurde 1957 aus politischen Gründen, nicht aus Altersgründen, zwangsemmeritiert. Kollegen und Studierende, die öffentlich dagegen protestierten, mussten mit Strafen rechnen.

Nach dem Bau der Berliner Mauer kehrte Ernst Bloch 1961 von einer Reise in den Westen nicht mehr in die DDR zurück.

Literatur: Arno Münster: Ernst Bloch. Eine politische Biographie, Hamburg 2012.